

Grossmutter und wurde gnädig aufgenommen.  
Ein Verdikt mit gewichtigen Folgen.

Das Glück des jungen Paares führte aus nie geklärten Gründen dazu, dass Paula jeden Kontakt zur eigenen Familie abbrach. Wollte sie der Armseligkeit entrinnen, etwas Besseres werden? Stritt sie sich mit den neidischen Schwestern? Mochten die Eltern den vornehmen Deutschen nicht? Das Thema war tabu, schweizerische Verwandte meiner Mutter gab es angeblich nicht, sie wurden totgeschwiegen. Obwohl die bescheidenen Kleinbauern keine Autostunde von Zürich entfernt wohnten, habe ich sie nie kennengelernt, die feinen Stuttgarter dagegen sehr bald.

Dann das grosse Unheil. Paulas Mann starb mit 23 Jahren an einem Nierenversagen, die junge Witwe, die ihr drittes Kind erwartete, blieb hilflos zurück. Unterstützung vom Staat

oder von Verwandten war nicht zu erwarten und so hätten die beiden Buben und das kleine Mädchen wohl als Verdingkinder geendet, doch der Schwiegervater übernahm die Fürsorge. Er bezahlte einen ausreichenden Unterhalt, die kleine Familie musste keinen Mangel leiden und wurde im Dorf zum bestaunten, aber auch kritisch beobachteten Sonderfall. «Ich durfte meine Puppe mit in die Schule nehmen und mein Bruder Eugen konnte mit den Lehrern essen», erzählte meine Mutter.

Paula blieb ihrem verstorbenen Mann mehr als sechzig Jahre lang treu, sie trug nur noch schwarze und graue Kleider, dazu um den Hals ein schwarzes Samtbändchen, erzog ihre Kinder zu Anstand und folgte der Tochter nach deren Hochzeit erst nach Aarau, dann nach Zürich, wo ich geboren wurde. Sie besuchte jeden Sonntag die Kirche, hatte keine Freunde, keinen Hund und keinen Vogel, las keine

Bücher, interessierte sich weder für Mode noch für Blumen, noch für Sport, noch für Musik, strickte pro Jahr zwei Pullover, einen für mich und einen für meine Schwester Ruth, sie tat vierzig Jahre lang fast nichts als aus dem Fenster schauen, war freundlich und still, sie atmete, doch sie lebte nicht. Die Schönheit hatte einst ihr Schicksal bestimmt, nun welkte sie dahin wie eine müde Rose.

Stuttgart aber wurde zum gelobten Land, die Stuttgarter zur wahren Familie. Meine Mutter Amalie verbrachte acht Jahre jenseits der Grenze bei ihrem Grossvater. Er war blind, wurde von einer Haushälterin, gerufen Marie, und einer Putzfrau betreut. Amalie musste ihm den Handelsteil in der Zeitung vorlesen, am Bobserbrunnen Wasser holen, zum Mittagsschlaf eine Decke über seinen Knien ausbreiten und Ähnliches. Daneben blieb Zeit für Groschenromane, Bummeln in der Stadt

und Kontakt mit Tante Helene, Onkel Ferdinand, Cousine Anneliese und Vetter Walter. Von ihnen lernte das Bauernmädchen (unsere Heidi) die feinere Lebensart, Kenntnisse, die sie wie Honig aufschlürfte. Sie faltete bald Servietten zu Fächern, erfuhr, was in der Oper geschieht, welche Gläser sich für Rotwein eignen und welche Zigarren für einen gediegenen Herrn angemessen sind. Praktischer war da noch die Erklärung der Tante, wie sich eine Frau während ihrer Tage bequem und hygienisch schützen kann.

Zu leben wie vor dem Ersten Weltkrieg in Stuttgart wurde für meine Mutter zum Lebensziel. Mit den Stuttgartern hatten wir stets guten Kontakt, dies besonders mit Anneliese, der Cousine meiner Mutter, die einst erklärte: «In Stuttgart war das gar nicht so nobel, wir lebten ganz gewöhnlich, kaum anders als ihr in Zürich.» Wir haben uns umarmt und

gelacht; Stuttgart oder Zürich ist wie Spätzle oder Spätzli – gar kein so grosser Unterschied.

Dass das Glück meiner Grossmutter allein ihrer Schönheit zu verdanken war, habe ich erst viel später erfahren. Ausser ihr gab es in der Familie Woertz noch eine zweite unpassende Schwiegertochter. Sie hiess Luise, arbeitete als Kellnerin in einem Stuttgarter Bierlokal und sollte auf Wunsch des Grossvaters von einem seiner studierenden Söhne beurteilt werden. Dummerweise irrte sich dieser, testete mit einem Annäherungsversuch die falsche Luise, wurde geküsst und erstattete einen höchst negativen Bericht. Die Bier-Mamsell wurde nie in den Clan ihres Mannes aufgenommen und bekam als früh Verwitwete auch keine Unterstützung. Ihre Tochter Maria erinnerte sich: «Einmal wurde ich hübsch gekleidet und mit einer rosaroten Masche im Haar zum Grossvater gebracht, der mir zum Abschied